

(Nachdruck verboten.)

82]

Die Mutter.

Roman von Magim Gorzi. Deutsch von Adolf Heß.

Dieser rohe und seltsame Gedanke nahm eine um so bestimmtere Form an, je aufmerksamere die Mutter die Richter betrachtete. Sie konnten anscheinend ihre heftige Begierde und die ohnmächtige Wut hungeriger Wesen, die einst viel hatten fressen können, nicht mehr verbergen. Für sie, die Frau und Mutter, der der Körper ihres Sohnes stets teurer ist, als das, was man Seele nennt, war es ein schrecklicher Anblick, wie die klebrigen, erloschenen Augen über sein Gesicht hinglitten; seine Brust, Schultern und Hände gleichsam betasteten, sich an seiner heißen Haut scheuerten, als wünschten sie aufflammend das Blut in den verkalkten Adern dieser halbtoten Menschen zu entzünden und zu erwärmen. . . . Ihr schien, als wenn ihr Sohn diese feuchten, unangenehm kitzelnden Bewegungen fühlte. . . .

Pawel aber blickte mit etwas müden Augen ruhig und freundlich in das Gesicht der Mutter. Bisweilen nickte er ihr zu und lächelte.

„Bald kommt die Freiheit!“ sagte ihr dieses Lächeln und streichelte das Mutterherz mit weichen Händen.

Plötzlich standen alle Richter auf einmal auf, die Mutter erhob sich ebenfalls.

„Sie gehen fort!“ sagte Sissow.

„Um das Urteil zu sprechen?“ fragte die Mutter.

„Ja. . .“

Ihre Spannung ließ plötzlich nach, ihren Körper umfing heiße Mattigkeit und auf ihrer Stirn trat Schweiß hervor. Ein schweres Gefühl der Enttäuschung und der Kränkung strömte in ihr Herz und verwandelte sich schnell in niederdrückende Verachtung gegen die Richter und das Gericht. Da sie Schmerz in den Brauen verspürte, fuhr sie fest mit der flachen Hand über die Stirn und schaute um sich; die Verwandten der Angeklagten traten an das Gitter heran, der Saal füllte sich mit dumpfer Unterhaltung. Sie trat ebenfalls zu Pawel, ergriff seine Hand und weinte still vor Schmerz und Freude. Pawel sagte ihr freundliche Worte. Der Kleinrusse scherzte und lachte.

Alle Frauen weinten, aber mehr aus Gewohnheit als aus Kummer. Kummer, der wie ein unerwartet und unsichtbar auf den Kopf niederfallender stumpfer Schlag das Bewußtsein raubt, war eigentlich nicht vorhanden, es war mehr das traurige Gefühl der Notwendigkeit, sich von den Kindern trennen zu müssen. Aber sogar dieses Gefühl verging und löste sich in den Eindrücken auf, die der Tag hervorgerufen hatte. Väter und Mütter blickten ihre Kinder mit dem üblichen Mißtrauen gegen die Jugend und dem gewohnten Bewußtsein der Ueberlegenheit über sie, gleichzeitig aber auch mit einer sonderbaren Verehrung an. Auch stumpfte sich der aufdringliche Gedanke, wie sie jetzt leben würden, an der durch die Jugend erregte Neugierde ab, einer Jugend, die fühllos und furchtlos über die Möglichkeit eines anderen besseren Lebens sprach. Die Gefühle wurden dadurch zurückgehalten, daß man sie nicht auszudrücken wußte; Worte wurden reichlich gebraucht, aber man sprach von einfachen Sachen, von Wäsche und Kleidung, von der Notwendigkeit, sich gesund zu erhalten und die Behörde nicht aus nichtigen Anlässen zu erzürnen.

„Alle sind müde, mein Freund,“ sagte Samoilow zu seinem Sohn. „Wir ebenso wie Sie.“

Der alte Wufin überzeugte, die Hände in der Luft schwingend, seinen Bruder:

„Das ist es ja gerade — Gerechtigkeit! Weiter nichts! Aber das können die nicht annehmen.“

Der jüngere Wufin antwortete:

„Verwahr mir den Star auf. . . ich hab ihn so gern gehabt. . .“

„Kommst Du zurück, ist er wohl und munter!“

„Ich hab da in der Ferne nichts zu tun.“

Sissow hielt seinen Neffen an der Hand und sagte langsam:

„Also Fedor. . . das heißt nun, Du gehst fort. . .“

Fedja beugte sich nieder und flüsterte ihm etwas ins Ohr, wobei er schelmisch lachte. Der Eskortsoldat lächelte ebenfalls, machte aber sofort ein finsternes Gesicht und räusperte sich.

Die Mutter sprach mit Paul über dieselben Dinge wie die anderen Anverwandten — über seine Kleidung und Gesundheit; in ihrer Brust aber drängten sich Dutzende von Fragen über Sascha, über sie selbst und über ihn. Aber dahinter lag und wuchs langsam ein Gefühl übergroßer Liebe zum Sohn, der dringende Wunsch, ihm zu gefallen, seinem Herzen näher zu sein. Die Erwartung des Schrecklichen war verschwunden und hatte nur einen unangenehmen, dunklen Gedanken an die Richter hinterlassen. Sie fühlte in sich das Entstehen einer neuen, hellen Freude, verstand sie aber nicht und wurde verwirrt. Als sie sah, wie der Kleinrusse ununterbrochen mit allen sprach, wurde ihr klar, daß er freundliche Worte nötiger hätte als Pawel.

„Das Gericht hat mir nicht gefallen!“ sagte sie ihm.

„Aber warum, Mütterlein?“ rief der Kleinrusse mit dankbarem Lächeln. „Zwar ein altes Blappermaul, aber doch sonst nicht faul.“

„Es ist nicht schrecklich, und man versteht gar nicht, wer eigentlich recht hat?“ sagte sie unentschlossen.

„Oh, oh, sieh mal einer, was die alles verlangt!“ rief Andrej. „Wird denn hier etwa um die Wahrheit prozessiert?“

Sie seufzte und sagte lächelnd:

„Ich glaubte früher, es würde schrecklich, schrecklicher als in der Kirche, es würde ein Wahrheitsdienst sein.“

„Du weißt, Mama, wo man der Wahrheit dient!“ sagte Paul leise, als wollte er sie um etwas bitten.

„Sonst nirgends, Mütterlein!“ fügte der Kleinrusse hinzu.

„Der Gerichtshof kommt!“

Alle stürzten schnell an ihren Platz.

Mit der einen Hand auf den Tisch gestützt, begann der Greis mit schwachmummernder, hummelähnlicher Stimme ein Aktenstück, das ihm das Gesicht verbergte, zu verlesen.

„Er spricht sie schuldig!“ sagte Sissow aufhorchend.

Es wurde still. Alle standen auf und blickten nach dem Greis hin. Das kleine, dürre Männchen hatte Ähnlichkeit mit einem Stock, den eine unsichtbare Hand hält und als Stütze benützt. Die Richter standen ebenfalls, der Bezirkälteste beugte den Kopf auf die Schulter und blickte an die Decke; das Stadtoberhaupt hatte die Arme auf der Brust gekreuzt, der Adelsmarschall strich sich den Bart. Der Richter mit dem großen Gesicht, sein aufgedunsener Kollege und der Staatsanwalt betrachteten aufmerksam die Angeklagten. Hinter den Richtern aber und über ihre Köpfe blickte aus seinem Wilde mit gleichgültigem, weißem Gesicht der Jar in der roten Uniform herab und über sein Gesicht kroch irgend ein Insekt oder zitterte Spinnwebenebe.

„Zu Verbannung!“ sagte Sissow mit einem Seufzer der Erleichterung. „Nun ist die Sache zu Ende, Gott sei Dank! Es hieß sogar Zuchthaus! Sei ruhig, Mutter, es ist nichts!“

„Ich habe es ja gewußt!“ antwortete die Mutter müde.

„Dennoch; jetzt ist es ganz bestimmt! Wer kennt denn auch die Gesellschaft?“ Er wandte sich zu den Verurteilten um, die schon fortgeführt wurden und sagte laut:

„Auf Wiedersehen, Fedor! Und Ihr alle. Gott sei mit Euch!“

Die Mutter nickte schweigend ihrem Sohne und allen anderen zu. Sie wollte weinen, aber schämte sich.

XXVI.

Sie trat aus dem Gerichtsgebäude und wunderte sich, daß über der Stadt schon Nacht lag, daß die Laternen auf der Straße und die Sterne am Himmel brannten. Beim Gerichtsgebäude drängten sich Haufen von Leuten, in der Frostluft knirschte der Schnee, klangen junge Stimmen, die sich gegenseitig überboten. Ein Mensch im grauen Waschlil blickte in Sissows Gesicht und fragte sanft:

„Wie lautet das Urteil?“

„Verbannung!“

„Für alle?“

„Ja!“

„Danke.“

Der Mensch ging fort.

„Stehst Du?“ sagte Sissow. „Sie erkundigen sich.“

Plötzlich umringte sie ein Duzend junger Leute und Mädchen, und überall ertönten schnelle Ausrufe, die wieder anderes Publikum herbeizogen. Die Mutter und Esifow blieben stehen. Man fragte nach dem Urteil, fragte, wie die Beurteilten sich benommen, wer gesprochen hätte und worüber, und aus allen Fragen klang ein und dieselbe lebhaft, aufrichtige Neugierde.

„Meine Herren! Das ist Bawel Wlassows Mutter!“ rief jemand halblaut, und alle verstummten nicht gleichzeitig, aber schnell.

„Erlauben Sie, daß ich Ihnen die Hand drückel!“ Eine feste Hand preßte die Finger der Mutter zusammen, und jemand begann erregt zu reden.

„Ihr Sohn wird uns allen in der Männlichkeit zum Vorbild dienen.“

„Hoch die russischen Arbeiter!“ ertönte ein heller Ruf. „Es lebe die Revolution!“

(Fortsetzung folgt.)

(Nachdruck verboten.)

Geheimrat Klette.

Von Carl Duffe.

„Herr Doktor,“ sagte Klette, „wenn zwei gebildete Menschen zusammenhalten, läßt sich hier schon was machen. Eine Hand wäscht die andere. Auf mich hören die Dickhäuter ja, denn ich tanz mit ihnen los! Ich schick Ihnen eine Menge Patienten, wenn Sie mich auch leben lassen. Sie können mich zuziehen — zur Markose — macht eine Mark für mich — und wie vollblütig sind manche Menschen! Jeder hier verträgt, wenn man ihm Blutegel ansetzt — hirudo medicinalis — ich bin berühmt dafür! Schiden Sie alle zu mir. Meine Frau wacht auch bei Kranken. Ferner bei Obduktionen — es ist immer besser, wenn ich dabei bin! Außerdem rasiere ich die Leichen, über Gerechte und Ungerechte geht mein Messer! Jeder will leben! Dafür schick ich Ihnen die Leute haufenweise her. Sie verstehen — ich mache sie ängstlich. Nun, selbst ein Fliegenstich kann tödlich sein. Vorsicht ist immer angebracht!“

Jetzt wußt' ich ja, wen ich vor mir hatte, und daß der Geheimrat, wie schon gesagt, ein mit allen Hunden geheßter Gauner war.

„Das müssen Sie mir schon überlassen, wenn ich Sie rufen will, Klette!“ sage ich also kühler und schließ' den Kognat weg. „Lebermorgen können Sie wiederkommen!“

„Very well, Sir! With pleasure! Ich seh' schon öfter mal vor.“ Ergebenster Diener — wichtige Gänge, wichtige Gänge!“

Und als er schon draußen war, steckte er noch einmal den Kopf zur Tür hinein: „Wenn Sie mal eine lustige Gesellschaft haben, Herr Doktor, aus Berlin Ihre Freunde, dann erinnern Sie sich, keiner kann die geklemmte Kasse so täuschend machen! Schon der Polypen wegen, Sie verstehen!“

Fort war er. Ich mußte über ihn lachen, aber doch nahm ich mir vor, ihn bei erster Gelegenheit vor die Tür zu setzen. Monatslang hatte ich nachher mit ihm zu tun. Und was mir zuerst unfassbar erschien — ich verstand bald, daß der Arzt, den ich vertrat, mich an ihn gewiesen, und daß er ihn, trotzdem er zuzeiten unausstehlich ward, noch nicht rausgeworfen hatte. Geheimrat Klette beherrschte wirklich das ganze Dorf. Er war das Bindeglied zwischen dem Arzt und der bäuerlichen Bevölkerung. Unweigerlich ward erst bei ihm angefragt, ehe man in die Sprechstunde kam. Er konnte den Doktor, der ihm nicht paßte, mit leichter Mühe unmöglich machen. Es war also notwendig, ihn bei guter Laune zu erhalten. Und was sich irgendwie mit meinem ärztlichen Gewissen vereinbaren ließ, habe ich ihm denn auch zugehängt.

Man mußte es ihm lassen, daß er sich dafür dankbar erwies. Er ging zuletzt für mich durchs Feuer, lief die längsten Wege für mich und steckte tagtäglich mehrmals seinen Kopf ins Zimmer, um zu fragen, ob ich ihn brauchen könne. Er beteuerte dabei unter deutschen und englischen Flüchen, daß er nie einen besseren „Kollegen“ gehabt hätte, und jammerte jetzt schon darüber, daß ich nicht für immer dableiben könne.

Eines Morgens stürzte er nun plötzlich in mein Zimmer, ganz gegen seine sonstige Gewohnheit: ohne anzuklopfen. „Herr Doktor,“ keuchte er, „was sagen Sie dazu? Der Schuft, der elendigliche! Der Betrüger! Dieser Sauter!“ In Saft und Kraft ging es weiter. Erst allmählich holte ich aus ihm heraus, daß vom ersten August ab sich ein zweiter Barbier im Dorf etablieren wolle. Es war nicht merkwürdig. Vielleicht war bekannt geworden, daß der Geheimrat, der zu raffen verstand, ein leidlich wohlhabender Mann geworden war. Vielleicht hatten die Bauern, die unter Klette doch auch zu leiden hatten, hinten herum einem anderen einen Wink gegeben.

Jedenfalls: der Geheimrat bekam Konkurrenz. Nicht wie eine geklemmte, sondern wie eine zornige Kasse fauchte er mit tausend Eiden schwur er, den „Neuen“ so weit zu bringen, daß ihm das Dableiben vergeblich würde.

Das ganze Dorf wartete mit Spannung und geheimer Schadenfreude der Dinge, die da kommen sollten. In einem

Donnerstag traf der neue Barbier ein und hing sein Blechbeden, das funfelnagelneue, vor die Tür. Klette mit den sieben Nasen kniff ein Auge zu, als er es sah. „Man muß die Anfänger unterstützen,“ sagte er, „ich will ihm ein Freund und Gönner sein!“

Zu allgemeinem Erstaunen sah man richtig schon am Freitag die beiden Barbieri einträchtiglich beisammen. Am Sonnabend steckte der Geheimrat nur seinen Kopf ins Zimmer: „Wollte nur gehorsamst melden, daß wir schon Bruderschaft getrunken haben.“ Erst am Sonntag löste sich das Rätsel.

Sonntags nämlich, in den Stunden vor der Kirche, war das Hauptgeschäft. Alles, was ringsum aus der Gegend zur Andacht strömte, ließ sich vom Geheimrat die Bartstopfeln abnehmen. Wer das Sonntagsgeschäft hatte, hatte alles. Das wußte natürlich keiner besser als Klette. Und kurz entschlossen hatte er am Sonnabend seinen neuen Duzbruder in die Kneipe gelockt und ihn so eingeseift, daß er ihn um vier Uhr früh in sein Bett tragen mußte. Zu derselben Zeit verschwand das neue Beden.

Als nun die Bauern und das Landvolk zu Fuß und zu Wagen ins Dorf strömten, sahen sie vergeblich nach dem neuen Barbier aus. Der lag da, voll wie eine Kanone, und schlief den Schlaf des Gerechten. Die Bauern schüttelten den Kopf: so blieb nichts anderes übrig, als noch einmal zum Geheimrat zu gehen.

Klette mit den sieben Nasen war besser auf dem Posten. Er hatte sich die Rappenheimer, die das Geld zu seinem Kollegen tragen wollten, wohl gemerkt. Aber höflicher als sonst lud er sie ein Platz zu nehmen. Zehn Stühle waren in zwei Reihen aufgestellt. Da setzte der Geheimrat immer zehn Mann auf einmal ein, ging dann die Reihen durch und rasierte. Er rasierte erst die rechten, dann die linken Seiten. Inzwischen unterhielten sich die Bauern.

Als er an diesem Sonntag die zehn Mann auf der rechten Gesichtshälfte rasiert hatte, klappte er das Messer zusammen, steckte sich einen Stummel an und sagte: „Nun zieht man Eure Schnupftücher und wischt Euch ab. Weiter rasier' ich nicht. Wenn Ihr Rabenbände, nachdem ich Euch über zwanzig Jahre den Dreck abgekraht habe, gleich zum anderen laufen wollt, wenn einer seine Blechpaule rausstecht, dann verdient Ihr auch nicht besser rumzulaufen. Für Euch ist selbst der „Schinder“ — Ihr kennt das Messer ja — zu gut! Und Ihr anderen mögt man so verschweint, wie Ihr da seid, in die Kirche laufen! Ich rasiere nur noch meine alten Kunden, die mir nicht das Geld aus dem Hause tragen!“

Es gab eine stürmische Szene. Die Halbrasierten schimpften, schrien, drohten, baten. Die anderen versuchten nochmals ihr Heil bei dem Konkurrenten — vergeblich. So mußten sie zum Schluß alle noch himmelflehend bitten, daß Klette sie in Behandlung nahm. Er tat es nur gegen das Gelöbnis, daß man ihm treu bleiben wolle.

Um fünf Uhr nachmittags erwachte der andere. Er hatte für den Spott nicht zu sorgen. Das ganze Dorf lachte ihn aus. Drei Wochen stand er, sehnüchlig spähend, vor der Tür; niemand kam zu ihm. Was sie mal versprochen hatten, hielten die Bauern. An einem Montag war der Konkurrent dann verschwunden auf Rimmerwiedersehen.

„Herr Doktor,“ sagte der Geheimrat, „als er kam, hab' ich ihn eingeseift; wo er weg ist kauf ich mir einen Haarbeutel!“ „Aber pünktlich morgen früh um acht, Klette!“ rief ich ihm nach.

Er erwiderte nur: „Ich hoffe! —“

Es ward am nächsten Tage acht, neun — der Geheimrat kam nicht. Endlich, um halb zehn, klopf es — ein junges Mädchen tritt ein. Ich hatte sie schon ein paarmal auf der Straße gesehen, es war eine junge Klette, des Geheimrats Tochter.

„Vater läßt sagen,“ bestellte sie, „daß sie heut in seinem Kopf schießen, und daß ihm die Hand man so fliegt. Er kann nicht kommen, weil der Herr Doktor dann auch wie nach der Schlacht von Jena aussieht.“

Lacht mich das Ding dabei an und redt sich in der lustigen, weißen Bluse aus billigem Zeug — nicht übel, Junge! Ein paar Monate hatte ich außer abgearbeiteten Bauernweibern kaum was Weibliches zu sehen bekommen — na, ich streich mir gleich den Schnurrbart.

„Wer soll mich denn da verschönern?“ frag' ich.

Sie verschränkt die Arme auf den Hüften.

„Ich vielleicht?“ fragt sie. Der Teufel weiß, wo das Mädel den Blick her hat. „Wenn ich das Messer hier hätt', traut' ich's mir schon zu!“

Kurz und gut, es fliegen noch Worte hin und her, und dann wird's mir zu bunt: ich hab' die Klette im Arm und drück' sie ab und küß' sie. Sie war ganz damit einverstanden. Aber eine Minute darauf kommt's mir doch zum Bewußtsein, daß ich eine Dummheit gemacht habe, ich ziehe die Sache ins Kühl-Freundschaftliche und komplimentier' das Mädel — siebzehn war sie — nach draußen.

Seit dem Freudenrausch, den sich der Geheimrat angetrunken, war er nicht mehr so ganz auf dem Posten. Er war nicht mehr so unverschämte wie sonst, und ich schloß daraus, daß er sich weniger wohl fühlte. Eine peinliche Szene erlebte ich noch. Seine Lene, die junge Klette, verfolgte mich, und eines Tages war ich schwach genug, mich wieder mit ihr einzulassen. Sie war unter dem Vorwand einer Besorgung gekommen, und ich war wieder schwach und küßte sie. Dabei mochten wir das Klopfen überhört haben. Jedenfalls stand plötzlich der Geheimrat in der Tür.

Sch kann mir angenehmere Lagen denken. Nun, der über- raschte Vater packte das Mädel zunächst am Ohrläppchen und führte die Schreiende durchs ganze Dorf bis zu seiner Wohnung. Dann kam er zurück.

„Wenn Sie nicht mein bester Kollege wären, Herr Doktor,“ sagte er, „so würd' ich das Zimmer nicht mehr betreten. Reden Sie nichts — ich weiß alles. London Oxfordstreet 112 — man war auch mal jung. Sie hieß Kelly — Schwamm drüber! Als ich die zweite Nase bekam, lief sie mir weg. Aber die Rene — damned, sie hat es geerbt! Fort muß sie. Mehr sag' ich nicht — verschlucken muß man viel!“

Damals hab' ich mich vor dem alten Gauner geschämt. Er starb, wie mir der Arzt schrieb, zwei Jahre nach meinem Weggang. Hat englische Lieder gesungen, dann nochmal farewell gesagt — und weg war er. Er schläft schon lange, und seine sieben Nasen mit ihm. Die junge Klette ist in die Welt gelaufen. Gott weiß, an wen sie sich gehangen hat, und wo die Sonne sie jetzt bescheint. Sie hatte zu hitziges Blut. Es war ein Erbteil, sagte der Geheimrat.

Der Salon der Humoristen.

Von Ernst Schür.

Das Witzblatt „Le Rire“ veranstaltete in diesem Jahre in Paris eine Ausstellung von Zeichnungen, die ausschließlich von Karikaturisten herrührten. Eine wenn auch nicht neue, so doch gute Idee. In diesen scheinbar für den Augenblick aus aktuellen Rücksichten geschaffenen Arbeiten ist oft viel Können niedergelegt, das wert ist, einer genaueren Betrachtung unterzogen zu werden. Wie lustig ist solch eine Sammlung! Das Leben scheint nur um des Lachens willen da zu sein, und plötzlich kommt uns zu Bewußtsein, wie allzu ernsthaft und oft langweilig unsere Kunstausstellungen sind; es darf heileide nicht gelacht werden und höchstens die unfreiwillige Komik spielt eine Rolle. Hier aber ist die Freiheit des Lachens. Jedes Blatt schreit dir zu: Lache, lache, hier ist ein Witz. Und — da der Witz hier so engros angeboten wird, wird man unwillkürlich ernsthaft. Und schon naht die Kritik und zerstört das momentane Gemüthen.

Die „Lustigen Blätter“ haben diese französische Ausstellung nach Berlin gebracht. Franzosen und Engländer überwiegen. Das macht die Ausstellung sehenswert. Deutschland ist mangelhaft vertreten. Die neuen, künstlerisch-satirischen Witzblätter „Simplicissimus“, „Jugend“ fehlen. Aber auch die „Fliegenden“ sind nicht vertreten. Es bleiben die Zeichner der „Lustigen Blätter“, deren Arbeiten in bezug auf die Karikatur nicht die erforderliche freie Höhe erreichen, die im Künstlerischen oft zu leicht bleiben. Man sehe sich diese Paradiesküde von Ernst Heilemann an, die eine ganze Wand bedecken. Dede und süßlich, ohne jede Kraft und Eigenart; Nonbon-kunst, für das liebe Publikum zurecht gemacht, das ein wenig gefittelt sein will. Man sehe sich die Franzosen dagegen an, selbst diese gemäßigten hier (denn es fehlt ebenso das in modernen Sinne, künstlerisch wie karikaturistisch maßgebende Witzblatt „L'Assiette au beurre“, dessen Leistungen den „Simplicissimus“ noch übertreffen), sie zeigen, daß sie das Leben beobachten, sie erfassen scharf, sie verwaschen nicht das Gesehene. Besser ist noch Ernst Stern, der wenigstens bestrebt ist, einen gewissen Stil zu geben, der die Besonderheiten einer Erscheinung, hauptsächlich eines Gesichts so scharf und schärfer betont, daß beinahe etwas Monumentales herauskommt. Die Bewußtheit, mit der er vorgeht, gibt seinen Arbeiten den Stempel des Künstlerischen. Zudem hat er sich japanische Holz-schnitte genau angesehen und arrangiert nach ihnen die Farbeffekte. Sparjam, einfach, aber led und wirksam; mit Bevorzugung von Gelb, Violett, Schwarz. Ja selbst die eigene Perspektive der Japaner, die die Dinge beinahe übereinanderstellt, hat er übernommen. Jedenfalls sucht er auf seine Weise einen eigenen, karikaturistischen Stil, der das Leben mit seinen Erscheinungen unwertet.

Ebenso gibt es auch im Auslande eine ganze Reihe von Zeichnern, die man hier gern missen würde. Es sind hauptsächlich Engländer, deren Werke auffallend den schlechten Arbeiten deutscher Witzblatt-zeichner ähneln; wahrscheinlich sind es die Originale, die die Deutschen beeinflushten. Strichelchen ist mühsam neben Strichelchen gesetzt; alles led Zugreifende ist vermieden. Das Inhaltliche soll das Künstlerische erregen. Ganze Szenen, meistens aus der Familie mit idyllischem Hintergrund, werden mühsam ausgetüschelt.

Die Franzosen stellen in anderer Weise eine Schar Ueberflüssiger. Sie leisten sich manche Geschmacklosigkeit in einer süßlichen, oberflächlichen Manier, die die Erotik billig ausnützt zum Hausgebrauch des braven Publikums. Das Klischee, Klischeeartige kommt dadurch unangenehm heraus. Es ist soviel Bequemlichkeit darin, es fehlt so ganz das gerühmte, lebhaftige Temperament. Ein Zeichen, daß der Durchschnitt überall gleich ist. Immer wieder toletete Wlode, immer wieder süßlich blasser Farben, das kommt einem schließlich zum Hals heraus.

Manchmal sieht man auch plötzlich das Original zu einem Künstler, den man für originell hielt, und wenn die Modernen des Auslandes mehr vertreten wären, würde das wohl noch mehr der Fall sein. Caran d'Ache hat Zeichnungen hier, deren lineare, humoristische Haltung sofort an den Simplicissimuszeichner Gulbransson denken lassen. Und Caran d'Ache erinnert wieder auf-fallend an Busch.

Auch Billelte sagt uns nicht mehr viel, der einst und noch jetzt Gerühmte. Seine Zeichnung ist wohl leicht und er versteht, den Duft aufzufangen. Sieht man aber viel von ihm, so ist das zu seinem Schaden. Er wirkt dann oberflächlich und man meint, er kopiere sich ewig selbst, was nicht von Reichtum zeugt.

In dem großen Mittelsaal hängen auch Plakate. Es ist das ganz richtig, denn das Plakat hat sehr anregend auf die Zeichnung eingewirkt. Sie hat sie leder, farbiger gemacht und der Moment dominiert entscheidender in der Erfassung einer Situation. Eine glückliche Idee, denkt man, das zusammenzubringen! Wieder eine Gelegenheit, stilistische Vergleiche anzustellen, um eine Erkenntnis zu gewinnen.

Aber was sieht man hier! Schablonenhafte Arbeiten in der nun schon zum Lieberdruß bekannten, französischen Art, zackiges Linien-gewirr, krasse Farben; das Ganze soll Temperament markieren. Raum eine Arbeit, die künstlerisch nachhaltiger interessiert. Wo es so reichliche Auswahl an vortrefflichen Plakaten gibt! Wo die Gelegenheit so günstig war, eine kleine Elite-Ausstellung wenigstens englischer und französischer Plakate zusammenzubringen, um dem Publikum Lehren zu geben. Statt dessen Mittelware; und, was schon schlimm ist, das Plakat der Ausstellung selbst gehört zu jener Mittelware.

So fehlt auch die ganze moderne Graphik, die von dem Plakatstil beeinflusst ist, die Menusarten, Einladungen, Kellame-blätter usw., in denen wir einen neuen, dekorativen Stil gesucht und gefunden haben, mit dem Hinstreben zu breiter Wirkung, kräftiger Farbigkeit. Es wäre wohl gerechtfertigt gewesen, diese Blätter hier einzureihen, da eine Fülle humoristischer Laune, karikaturistischen Könnens sich hier betätigt hat und ins praktische Leben eingegangen ist. Gerade das Originelle des gegenwärtigen Lebens wäre z. B. in den vielen, neuartigen graphischen Kellameideen zur Anschauung gekommen.

So bleiben, da das Ganze nicht befriedigt, einige Blätter übrig und wenige Künstler, die interessieren, die nun zusammen-gestellt seien.

Die Franzosen gehen mehr auf das Malerische, das ist hier wieder der Gesamteindruck. Gleich beim Eingang, im ersten Saal, hängt eine feine Arbeit von Brucher, die diese Art sehr gut charakterisiert. „Alter Lebemann“ ist es betitelt; vor ihm geht ein Kind. Das Kind hat ein grünes Kleid an; der Mann einen grauen Ueberzieher. Eine Kohlezeichnung, die Flächen mit Aquarell breit und leicht übergangen. Das Ganze gibt den malerischen Eindruck sehr fein wieder. Das ist gute Arbeit.

In demselben Saal hängen gegenüber englische Blätter. Und man hat die entgegengesetzte Art gleich zur Hand. Die Engländer gehen mehr auf das Zeichnerische. Die Kontur herrscht bei ihnen vor. Die Flächen sind nicht malerisch auf-gelöst. In kleinen, fest umrissenen Flächen baut sich der farbige Eindruck auf. Etwas Lustiges, Kindliches ist ihm eigen. Und es ist bezeichnend, daß diese Art auch das englische Kinderbuch beeinflusst hat und mit ihm geworden ist. Ein Sinn für intime, ausführliche Gestaltung offenbart sich, in dem ein feiner, reifer Humor zur Er-scheinung kommt.

Ein ausgezeichneter Künstler ist Dethomes, dessen Werke man als die besten der ganzen Ausstellung bezeichnen kann. In ihrem dunklen, braunen Ton, in ihrem kräftigen Strich, der warmen Leuchtkraft fallen sie unwillkürlich auf. Es ist etwas darin, daß der Künstler ganz für sich stellt. Das Realistische verblüfft. Und doch ist der eigene, künstlerische Eindruck, dieses Sparen mit den farbigen Effekten, dieses Herausarbeiten des Kraftvollen in der Kontur, das Zusammenhalten der ganzen Komposition auf dem malerischen, dunklen, warmen Hintergrund vorherrschend.

Mehr ins Malerische geht Truchet, dessen Farbenflitze „Zwischenakt“ an Menzel erinnert. Man sieht über den dunklen Zuschauerraum hinweg auf die Bühne, die vom Vorhang verdeckt ist. Golden flirrt das Licht an dem roten Vorhang herab. Die ganze Luststimmung eines solchen Raumes ist vorzüglich gegeben. Auch die Virtuosiene mit der Tänzerin, die in der Arena ihre Ver-beugung macht, ist eine feine Arbeit.

Mit kräftigen Strichen schreibt Forain eine Gerichtszene hin. Die Richter am hohen Pult; vorn die Angeklagten. Das ganze ist distig gehalten. Die Farben wirken mit tiefem Klange, nur sparsam aber mit Nachdruck verteilt. Charakter ist darin und Geschma, Karikatur und doch malerische Haltung.

Weiterhin ist Roubille zu nennen, dessen Mädchen, Frauen und Alte auf grauem Papier fein stehen, nur hier und da durch ein wenig Farbe, einen Strumpf, einen Hut, interessant gestaltet.

Einige Arbeiten kommen ins Dekorative. So Russell mit der Zeichnung eines kleinen Jungen in rotem Anzug auf grauem Papier. Das Grau ist auf das Papier gespritzt; der Junge steht unten in der Ecke, so daß die graue Fläche frei bleibt. Dann fällt ein englischer Fries auf, der Szenen aus dem Landleben darstellt, in feinen Farben, braun, grün auf dunkelgrauem Papier, aus dem das Weiß der Gänse, Kühe herausleuchtet. Hier offenbart sich wieder echt englische Art. Auch ein Franzose zeigt in echt malerischer Art deko-rative Kinderzonen im Garten, in Violett, Weiß und Rot, was sehr fern und lebendig wirkt.

Als Plakaten sind die Karikaturen von Bertrand, die Schauspieler, Sängerinnen übertrieben darstellen, kleine Figuren, große Köpfe mit zu großen Nasen und Ohren, in greller Bemalung einigermassen charakteristisch. Level hat kleinere Puppen auf Draht

mit beweglichen Köpfen angefertigt, die aus Kastanien geschnitten sind; die Puppen sind als Vertreter der einzelnen Stände karikiert. Gerade von dieser Abteilung, der Plastik, hatte man mehr erwartet. So aber kommen diese wenigen Arbeiten nicht über die Augenblickswirkung hinweg.

Jedenfalls darf eine Ausstellung, bei der gerade das Wesentliche fehlt (das Wesentliche sind die neuen Witzblätter, die gerade in Mode und Auffassung gegen dieses anständige Mittelmaß von Talenten angingen) auf Vollständigkeit keinen Anspruch machen. Es geht ihr gerade das ab, was man von ihr erwartet. Man hat Anregungen reichster Art von dieser Anhäufung des Witzes und der Laune erwartet; man hat sich über die Idee gefreut und schon im Geiste den guten Einfluß gebucht, den die lebhaftesten, französischen Talente auf die deutschen Künstler, die nicht gern zugreifen und wagen, haben werden. Nun ist das alles vergeblich.

Es wäre so interessant gewesen, festzustellen, wo allmählich dieses Grenzgebiet der Kunst übergeht in wirkliche Kunst, und gerade die Sezession wäre dazu der geeignete Ort gewesen; so daß es möglich gewesen wäre, dem eigentlich künstlerischen Gehalt der Karikatur auf den Grund zu kommen, wenn man daneben hält, wie oft gerade die sezessionistischen Künstler, auch mit ernsthaften Arbeiten, durch Uebertreibung, durch eine gewisse Härte und Rücksichtslosigkeit der Linien, durch auffallende Farbenarrangements das Gebiet der Karikatur freieren; wodurch man sich zu der Erwägung veranlaßt sieht, daß bei uns noch eine ganze Anzahl künstlerisch-karikaturistischer Kräfte gefesselt sind und so ihr Können in andere Gebiete der reinen Kunst überleiten. All diese Beobachtungen wären interessant gewesen. Dazu aber wäre nötig gewesen, daß die Auswahl eine sehr strenge hätte sein müssen. Das ist sie aber nicht gewesen. Im Gegenteil, es sieht so aus, als hätte das gemäßigste Blatt des Inlands die gemäßigten Blätter des Auslands eingeladen. Vor der eigentlichen Moderne macht die Ausstellung halt. Jede soziale Note fehlt. Steinlen wird vergebens gesucht. Es fehlt das Aggressiv-Politische, das wirklich Ernste. Dagegen — wie viel könnte mit Zug und Recht heraus, das sich hier breit macht mit bloßem Lachen.

Und wenn man dann schließlich bedenkt, daß wir alle Jahre in der Großen Berliner Ausstellung in einer graphischen Separatausstellung des Verbandes deutscher Illustratoren schließlich dem doch mehr von modernen Zeichnern zu sehen bekommen als hier in dieser Spezialausstellung, so stellt man mit Bedauern fest, daß der Titel des Arrangements Hoffnungen geweckt hat, die nicht erfüllt sind.

Kleines feuilleton.

Theater.

Pariser Theater. In dem von Antoine geleiteten Pariser Odeon ist Wilbenbruchs „Haukenlerche“ aufgeführt worden. Der einstige Pionier des in Frankreich hat jetzt bescheidenere Ambitionen. Vor zwei Jahren hat er, damals noch im eigenen Theater auf dem Boulevard de Strasbourg, der französischen Nation die erhabenen Gemütswerte von „Alt-Heidelberg“ vermittelt. Jetzt setzt er im zweiten Schauspielhaus die Gipfelwanderung auf dem deutschen Parnas fort. Die Aufnahme des Wilbenbruchs Stüdes war nicht ungünstig. Der französische Bourgeois ist für Nüchternheit und moralisches Pathos auf dem Theater von jeher empfänglich. Indes meint Emanuel Arène im „Figaro“ nicht mit Unrecht, daß die französische Bühne dergleichen zur Zeit der Feuilleton mindestens ebenso gut produziert hätte. Er setzt spöttisch hinzu: „Wenn die Seelen in Deutschland wirklich so rein sind, nun um so schlimmer für uns, denn — gestehen wir es nur demütig ein — wir sind nicht auf dieser Höhe.“ Ähnlich urteilen auch andere Blätter. Gleichwohl werden dem Stüde manche Vorzüge, wie eine gute Milieuzzeichnung, von vielen Kritikern zugefanden. Was Antoine zu der Aufführung des abgeblähten Stimmungserzeugnisses aus der Ära der monarchisch-sozialen Experimentalpolitik bewogen hat, ist rätselhaft, da ihm doch die spezifischen Effekte, wie Uniformen oder Couleurflaus und -flausen, abgehen. — Im Anschluß daran sei berichtet, daß der Wilbenbruchsimport in Frankreich fortgesetzt wird. Sarah Bernhardt will die „Nabensteinerin“ spielen.

Aus der Vorzeit.

Die Zerstörung vorgegeschichtlicher Gräber. Im brandenburgischen Kreise Beeskow-Storkow, unweit der Reichshauptstadt, liegt der Scharmühelsee, ein sehr beliebter Ausflugsort der Berliner. An ihm sind viele Hüngergräber aufgedeckt worden. Die dort gefundenen Steine sind leider aus Unkenntnis zum Bau der Chaussee nach Beeskow verwendet worden. Jeder Grabhügel lieferte etwa 60—70 Kubikmeter Steine, die mit sechs Mark für das Kubikmeter bezahlt wurden. Nach Busses Angaben in der Zeitschrift für Ethnologie befanden sich in der Nordwestecke des Sees bis vor kurzem noch einige Gebäude der Altiengeellschaft für Braunkohlengewinnung. Hinter diesen liegt ein größeres Urnenfeld. Die Gefäße, die aus ihm ausgegraben wurden, befinden sich im märkischen Provinzialmuseum. Seitdem die Kohlen-

gruben in den Rauenschen Bergen verfallen und die Gebäude der Altiengeellschaft verschwunden sind, hat sich eine Villenkolonie am See ausgebreitet. An einer Stelle wurden mehrere vom Feuer geschwärzte Steine, Tonfcherben ohne Ornamente und eine bronzene Fibula ausgegraben. Bussé glaubt, daß diese Gegenstände den Fundamenten einer vorgegeschichtlichen Hütte oder eines Grabes entstammen, weil sich etwa 4—5 Meter davon entfernt weitere Gräber fanden. Am Ostrand des Sees liegt der Ort Diensdorf und südlich wieder ein anderes Urnenfeld. Da die Kiesausfachtungen an der alten Gräberstätte fortgesetzt werden, liegt die Gefahr vor, daß noch mancher, vielleicht geschichtlich recht wertvolle Fund, der Vernichtung anheimfällt. Staatliche Maßnahmen sollten die Stätte vor weiterer Plünderung schützen.

Humoristisches.

— Anders gemeint. Richter (zum Hausherrn): „Sie haben den Aktuar Maier auf Auflösung des Mietkontraktes verklagt, weil sein Balzhornblasen Ihre Ruhe stört. Nun behauptet aber der Beklagte, daß er dadurch nur das läglich falsche Flötenspielen seines Nachbarn übertönen will. — Da wird man wohl beide Teile hören müssen? — „Herr Richter, das halten Sie nicht aus!“

— Heutzutage! „Sie möchten also in mein Geschäft eintreten! Können Sie Französisch?“ — „Ich habe einen Preis darin gekriegt!“ — „Verstehen Sie auch Englisch?“ — „Ja wohl!“ — „Sind Sie bewandert in Handelsgeographie und höherer Warenkunde?“ — „Gewiß, mein Herr!“ — „Gut! Sie können sofort eintreten! Leeren Sie also den Papierkorb, kopieren Sie die Briefe und tragen Sie sie zur Post!“

— Kunstlosse. „Neue Perspektiven!“ krächte der Hahn, als er seinen Misthaufen einmal von der anderen Seite bestiegen hatte. („Reggendorfer-Blätter“.)

Notizen.

— Eine Lehranstalt für die Wissenschaft des Judentums wurde in Berlin eröffnet. Das Unternehmen scheint wissenschaftlich gänzlich zwecklos zu sein. Was an der „Wissenschaft des Judentums“ wissenschaftlich ist, wurde längst in Angriff genommen und gerade von nichtjüdischer Seite hoch entwickelt. Man braucht nur an die Bibelkritik zu denken.

— Künstliche Diamanten herzustellen ist einem französischen Chemiker Aristide Charette auf eine neue Methode gelungen. In der Pariser Akademie der Wissenschaften wurde darüber Mitteilung gemacht. Da der Diamant nichts weiter ist als kristallisierte Kohlenstoff, war es theoretisch längst möglich, künstliche Diamanten herzustellen. Nur haperte es in der Praxis. Der kürzlich verstorbene berühmte Chemiker Moissan hatte zuletzt in elektrischen Ofen unter riesigem Druck Kohlenstoff zur Kristallisation gebracht. Aber die Diamanten waren winzig klein. Charette schlägt andere Wege ein. Er bringt Schwefelwasserstoff und Eisen in ein luftleeres Gefäß und führt einen elektrischen Strom ein. Es bilden sich dann an der Wand kleine Diamanten. Die Besitzer der gleißenden Steine brauchen indes vorläufig wegen dieses Hochverrates gegen ihr darin aufgehäuftes Kapital nicht bange zu sein. Auch diese neueste Methode dürfte nur Splittchen zustande bringen.

— Edisons neue Erfindung. Wiederum wird eine voraussichtlich epochemachende Erfindung Edisons bekannt. In New York hat der Meister, der uns schon an so viele Wunder gewöhnt hat, in einer Sitzung der elektro-chemischen Gesellschaft angekündigt, daß es ihm nach jahrelangen Versuchen jetzt gelungen sei, einen Akkumulator für elektrische Energie zu konstruieren, der eine beinahe unbegrenzte Kapazität besitzt und trotzdem so geringes Gewicht hat, daß die motorische Kraft nimmehr, ohne eine enorme Last toten Gewichtes mitzuführen, transportiert werden kann. Die Lösung dieses Problems wird, sagte Edison, das gesamte Verkehrsweesen revolutionieren. Der Akkumulator ist so bedeutend billiger als die jetzt üblichen motorischen Maschinen, daß in Zukunft der elektrische Motorwagen oder das elektrische Motorschiff in allgemeinem Gebrauch kommen müsse. Das Pferd wird verschwinden, ebenso die schweren Lokomotiven und Schiffsmaschinen.

— Das Alter des Menschengeschlechts ist durch Funde bei Lüttich in Belgien um eine ganze geologische Epoche hinausgeschoben worden. In geologischen Schichten, in denen menschliche Skelette noch nicht nachgewiesen wurden, haben sich Spuren seiner Tätigkeit gefunden. Colithen, Kieselrollen aus dem Tertiar, geben die älteste Kunde vom Menschen. Es ist nun gelungen, im oberen Oligocän bei Boncelles in der Nähe von Lüttich solche behauenen und bearbeiteten Steine nachzuweisen. Bisher konnte man sie nur bis ins obere Miocän zurückverfolgen. Durch diese Funde wird, wie G. Schweinfurth in der „Voss. Zig.“ bemerkt, das Alter des Menschengeschlechts um unmeßbare Zeiträume hinausgerückt.